Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 30

Artikel: Horlacher und Kompagnie [Fortsetzung]

Autor: Bührer, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638393

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 24. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Frau Sorge.

Von Ludwig Jacobowski.

Durch die Abendhelle geht ein Pärchen hin,
Er ist ein Schmiedgeselle, sie ist Nähterin.

„Rosel, wenn wir beide einen Karren ziehn,
Ist es doppelt Freude und ein halbes Mühn!“

Und sie lehnt sich müde an den Liebsten an;
Unterm Augenlide zuckt es dann und wann.

„Rosel, laß das Weinen um das täglich Brot;
War's genug für einen, langt's für zwei zur Not!“

Nahm sie in die Arme, fragte länger nicht,
Streichelte das warme glühende Gesicht . . . .

Mählich wich die Helle, und sie gingen weit —
Auf dieselbe Stelle setzt ein Weib sich breit,

Sah mit grauem Blicke, hob die welke Hand,
Drohte mit der Krücke, murmelte und schwand . . .

Kam das Paar geschritten in die Stadt hinein,
Saß Frau Sorge mitten schon im Kämmerlein.

Horlacher und Kompagnie.

Eine Erzählung von Jakob Bührer. 5

Jonas hatte damals herzlich über den Eifer des jungen Künstlers gelacht und seine Uebertreibungen als witzige Erfindungen hingenommen, heute fand er daran nichts Erheiterndes, durchaus nicht. Im Gegenteil; verdammt bittere Wahrheit starrte ihn aus dem jungen und doch schon so greisenhaften Häuserviertel an. Das waren die Früchte der Wettbewerbe; Wettbewerbe nicht um die beste, sondern um die billigste und damit die pfuschigste Arbeit. Nicht nur einzelne wenige Geschäftsleute aber hingen diesem Brauche an, alle huldigten ihm. Das war ja das Leben von heute: Billig, billig! Und trotzdem erstaunte er und wurde wütend, daß es nun endlich auch ihn packte, daß endlich auch das Haus Pfyfer an die Reihe kam, nachdem schon längst ein Horlacher da war! Ja, guter, alter Papa, das waren andere Zeiten! Nein, wenn der Staat dazu kam, dem Pfusche und der liederlichen Arbeit den Vorzug zu geben, bloß weil sie billiger war, dann war es ja einfach der offenbare Wahnsinn, anders zu handeln als ein Horlacher; hieße nicht weniger als mit offenen Augen in einen Abgrund rennen!

Mit einemmal befand er sich wieder in seinem Laden und da er Hunger verspürte, begab er sich in seine Wohnung. Indessen meldete ihm die Magd, daß Frau Pfyfer bereits sich auf ihr Zimmer begeben habe, sie leide an Migräne und möchte nicht mehr gestört werden. Jetzt fiel Pfyfer der Zusammenstoß mit dem Hund ein und daß er sich in der Aufregung vielleicht nicht ganz taktvoll benommen habe. Er eilte zu Irma. Sie saß am Fenster mit verweinten Augen. Bestürzt frug er nach dem Grund der Traurigkeit! Aber sie brachte es nicht heraus. „Ist es wegen dem Hund?“ bettelte er schließlich. Sie nickte nur.

„Aber das ist doch nicht der Rede wert! So etwas!“

„Versteh mich doch, es ist mir doch nicht wegen Philax, sondern daß du das . . .“

„Daß ich das tun konnte, ja du lieber Gott, ich war eben aufgeregt!“

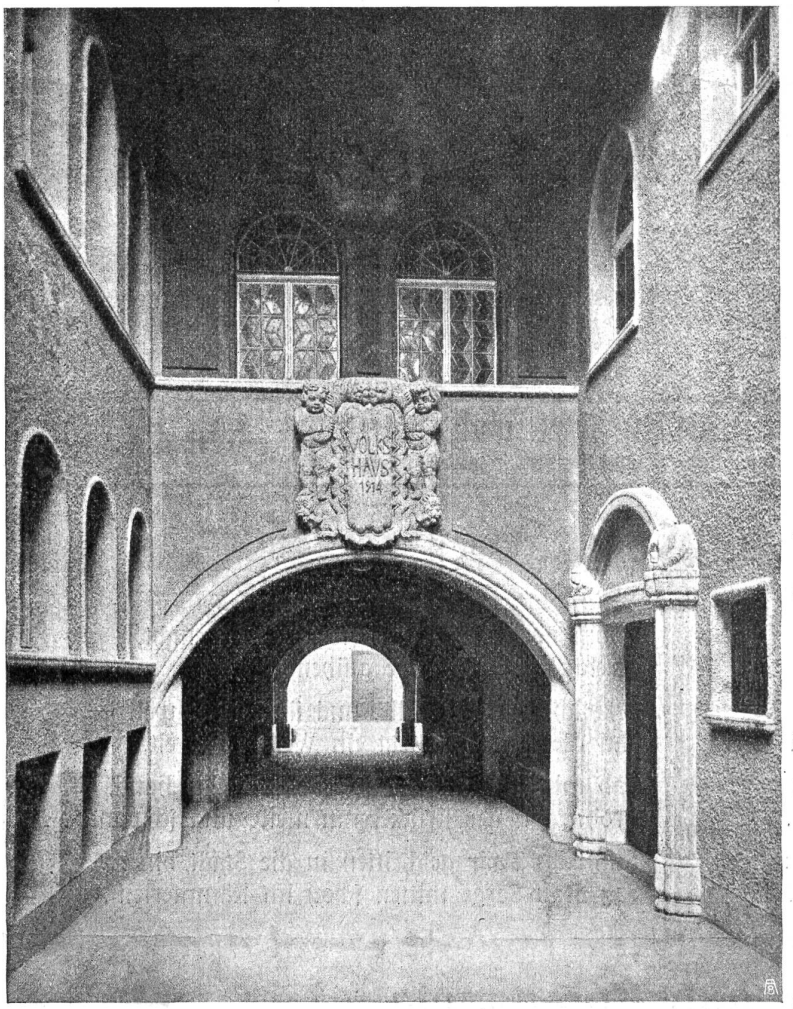
„Aber warum denn nur?“

„Wegen dem Geschäft, dummes Zeug!“

„Das ist es ja,“ sagte sie leise schluchzend, „alles, was dich den Tag über beschäftigt, was dir Sorge und Kummer macht, das ist für mich „dummes Zeug“. An dem habe ich keinen Teil!“

„Aber Irma! Wer hat Sorge und Kummer? Lachhaft! Es geht alles famos. Und in Wahrheit, willst du dich mit dem Verkauf von Bettfedern, Matratzen und solchem Zeug beschäftigen? Nicht doch? Dazu bist du nicht geschaffen, du schillernd schönes Sommervögelein!“

„Nein, zu was Rechtem, Nützlichem bin ich nicht auf der Welt; ich bin nur da, um herumzugaukeln, nur um



Volkshaus Bern. Schützengässchen-Durchgang.

den Duft der Blumen zu atmen bin ich da. Wie schwer und mühsam sie gewachsen sind, soll mir verborgen bleiben!"

„Und ist denn das nicht ein schöner Beruf? Glaubst du, die Blume würde wachsen und sich aufwärts mühen, würde häßliche Stacheln treiben, um sich nach unten zu wehren, wenn sie nicht hoffte, daß eines Tages sie ein bunter Sommervogel umflatterte? Und meinst du, daß es ein größeres Glück gebe, als einem schön und vollkommen gestalteten Wesen einen ungetrübten Genuß zu bereiten?"

„Ach du bist gut, du bist gut, Jonas," warf sie sich an seinen Hals. Aber da er ihre Hände in seinem Nacken spürte, wollte das Weh einen Augenblick Herr über ihn werden, und daß er ihr alles sagen sollte, ward ihm zu Mut. Aber er verschloß seinen Mund an ihren Lippen.

Glücklich eilte sie schließlich aus dem Zimmer und kam gleich wieder zurück mit einem gelben Papier, aus dem sie eine Radierung zog. „Heut hab ich dir das gekauft, du Lieber, Böser." Sie beugten sich beide über das Bildchen. Ein junger Malschüler mit Sonnenschirm, Palette und Farbkasten zog des Weges. Vor einem Kreuzweg blieb er zagend stehen. Die breite ausgefahrene Straße führte in eine Ebene hinunter, in der ein „Kunstmuseum" stand, und gütige Leutchen mit frommen Betschwestern- und zahmen Schulmeistergesichtern standen am Weg, gerne bereit, dem willigen Fremdling ein Almosen zu spenden. Auf dem andern Pfad lief eine Horde von Wüterichen daher mit drohend aufgerissenen Mäulern, geschwungenen Tintenfässern und wurfbereiten Federkiellanzen. Dahinter verlor sich das Pfädlein in einer Felsenwüstenei, tauchte hoch oben wieder auf, zwischen ein paar zerhudelten Föhrenstämmlein, die fröstelnd in den weiten Himmel staunten. „Herkules am Scheideweg" stand unter dem Bildchen.

Gegen Morgen stemmte sich Irma in ihrem Bette auf und lauschte auf die stoßweisen Atemzüge ihres Gatten. Aengstlich drehte sie das Licht an. Jonas' Haare waren ganz durchnäßt und in schweren Tropfen stand ihm der Schweiß im Gesicht. Immer kürzer, immer röchelnder ging sein Atem. Entsetzt schüttelte sie ihn. Mit blöden Augen sah er sie an. „Ich trag es schon noch eine Weile," sagte er und drehte sich auf die andere Seite.

Beim Frühstück wollte er nichts von einem Traume wissen. Kaum in sein Bureau getreten, machte er sich hinter die Berechnungen für die Eingabe an das Landspital. Erst stellte er die Zahlen auf, die er etwa eingegeben haben würde, ohne Wettbewerb. Dann begann er Abstriche zu machen, versuchte, wo der Rappen zu spalten, wo eine geringere Qualität, als die, die er für die dauerhafteste und in Wirklichkeit preiswürdigste hielt, zu verwenden wäre, und siehe, es ergab sich, daß er um 5000, vielleicht sogar um 7000 Franken billiger eingeben konnte, als er es sonst getan haben würde, und er brauchte sich seiner Lieferung noch keineswegs zu schämen.

Gegen Mittag besuchte er Oberst Rolli, der hinter Stumpenrauchwolken über Prozeßakten saß.

„Ich habe es dir ja gesagt," zuckte Rolli die Achseln, „hättest du die Wahl in den Stadtrat angenommen, das kommt davon! Der Horlacher nützt nun seine politischen Beziehungen aus. Selbstverständlich. Sicher, daß der Vorschlag eines Wettbewerbes von ihm oder einer seiner Hintermänner ausgeht."

Das war für Jonas kein Trost, und er machte dem Unwillen, der ihn seit gestern abend quälte, dadurch Luft, daß er eine große, scharfgepfefferte Rede auf die Zustände in Handel und Gewerbe und die gesamte verknorzte und verschwiegerschwägerte Politik losließ. Rolli hörte geduldig zu, zum Schluß aber meinte er: „Gesetzt, es wäre so schlimm, wie du sagtest, hast denn du nicht das Recht der Kritik verwirkt dadurch, daß du dich der Mitarbeit an den öffentlichen Zuständen entziehst? Ihr haltet euch für zu vornehm, in die politische Arena hinunterzusteigen, darin es ein bißchen laut und scharf zugeht. Ihr jammert: Das hat uns gerade noch gefehlt, daß wir uns dem plumpen Spott der Demagogen und dem blinden Haß der stumpfsinnigen Menge aussetzen sollten! Aber räumt ihr denn damit nicht freiwillig den Demagogen das Feld? Das war für mich der bitterste Schmerz in den letzten Jahren, daß ich immer und immer wieder erfahren mußte, daß gerade die tüchtigsten und berufensten Männer sich von der Politik zurückzogen und dafür dem eigennützigen, sich

selber vordrängenden Durchschnittspöbel die Bahn freigaben. Wir lebten auch so, sagtet ihr, und hattet meinetwegen von euerem Privatstandpunkt aus recht. Aber ich konnte mir nicht verhehlen, daß aus euch eine ebenso große Selbstsucht sprach, wie aus jenen sogenannten Demagogen. Ja, vielleicht noch eine weit größere. Aus jenen wäre ohne die Politik nichts geworden, ihr aber brauchtet sie nicht, ihr konntet verzichten, jene nicht. Ja, bei euch ist es gar kein Verzicht, sondern ein Entschlagen einer allgemeinen Pflicht, ein — verzeih das starke Wort — feiges Ausweichen einer unangenemmen, von den natürlichen Begabungen und Veranlagungen gestellten Aufgaben. Gut, weist diese Aufgaben von euch, aber dann seid doch wenigstens so einsichtig und klagt und schimpft nachher nicht, wenn's anders kommt, als ihr es für richtig und vernünftig erachtet!"

„Warum hast du mir die Pauke nicht vor der Stadtratswahl getrommelt, vielleicht hätte ich dann angenommen!"

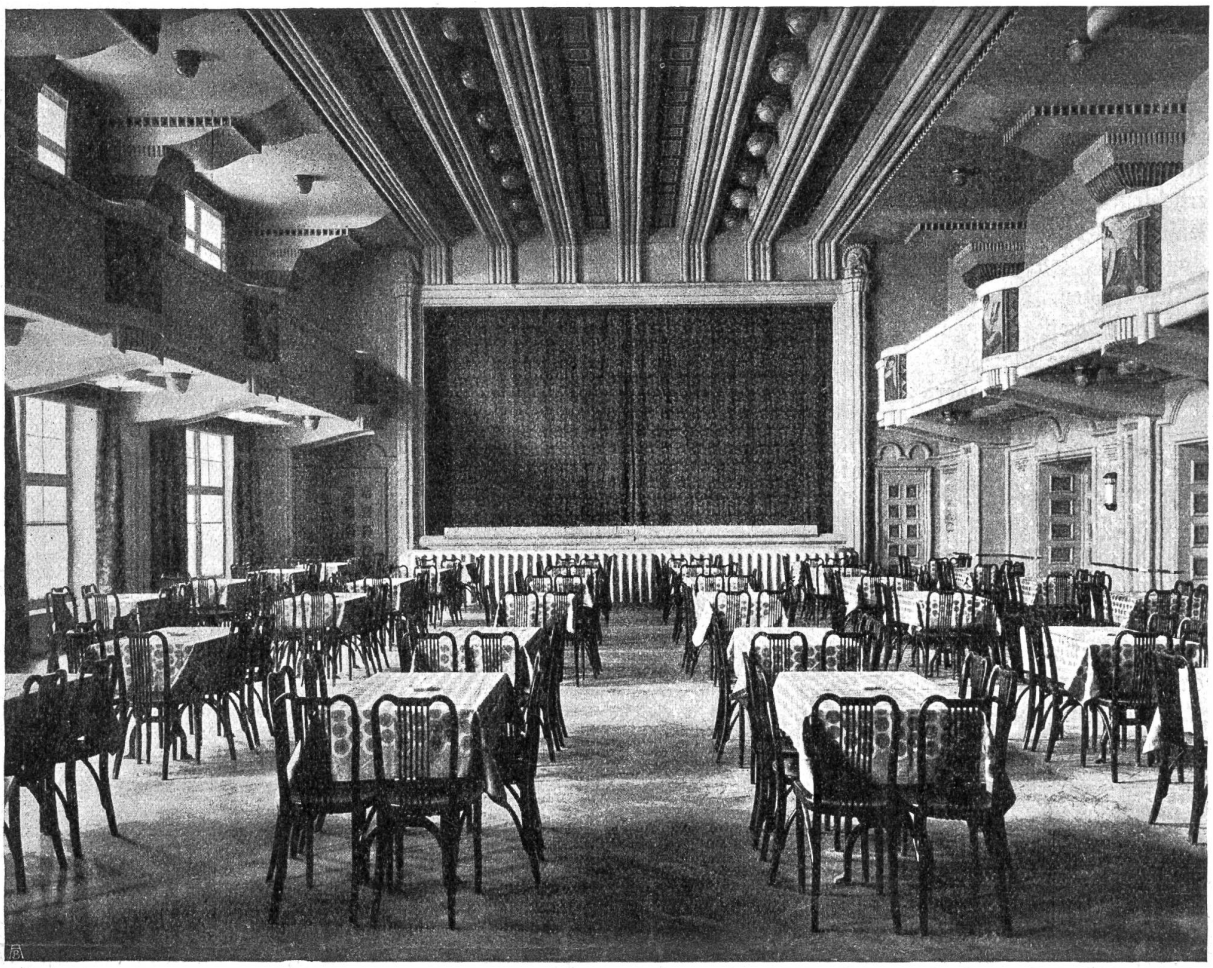
„Die Gelegenheit kommt wieder," lächelte Rolli. „So weit muß es gehen, daß jeder die Folgen seiner politischen Gleichgültigkeit am eigenen Leibe verspürt."

Zum Schluß versprach der politisch hochstehende Oberst Rolli, er wolle ein wachsames Auge auf den Wettbewerb des Landspitales haben, und vierzehn Tage später konnte er denn auch Jonas mitteilen, daß die Eingabe von Horlacher ziemlich genau um die Hälfte billiger sei, als die Pfysers.

Volkshaus Bern, Fassade.

Bleich vor Zorn und Erregung las Jonas den Zweizeilenbericht seines Freundes. Mit einem Mal hob er den silbernen Briefbeschwerer auf und schmiß ihn in die schlanke Blumenvase, die alle Farben eines venezianischen Sonnenunterganges wiederpiegelte. Irmas Lieblingsstück, das sie von einer Schulreise aus Venedig heimgebracht hatte. Was sollte ein so duftiges, gedankenzartes Seelenaltärlein in einer so nüchternen Umgebung, in der inskünftig nur noch die schlaue, rücksichtslose Berechnung regieren sollte? Klirr lag das Farbenwunder in Scherben. Jonas aber schrieb einen Brief an die Wettbewerbbehörde, in dem er geltend machte, daß in seiner Berechnung ein Irrtum unterlaufen sei, daß er sein Angebot um die Hälfte herabsetze. Er schrieb den Brief, ohne jede neue Berechnung angestellt zu haben. Was ein Horlacher fertig brachte, das konnte, wenn es mit Gewalt sein mußte, auch ein Pfyfer, und wenn er dabei verlor, viel verlor, wie es ja gar nicht anders sein konnte.

Acht Tage später hatte Jonas den Auftrag. Er war 500 Franken unter dem Horlacherschen Angebot geblieben. Mit stolzem Siegergefühl, bei dem er zugleich Brechreiz verspürte, las er den Entscheid. Jetzt hatte er den Kerl unten, unter seinen Füßen, wie damals in der Badanstalt. Aber als Jonas seinen Abendgang antrat, begegnete er Horlacher. Der Kerl riß den Hut herunter freundlicher als je und ganz hinten in seinen Augen saß ein hohnlachendes Teufelchen. Abends aber erzählte man in der Kasinogesellschaft, der Horlacher zahle heute abend seinen nächsten Freunden ein Nachtessen im Hotel Müller, weil er glücklich

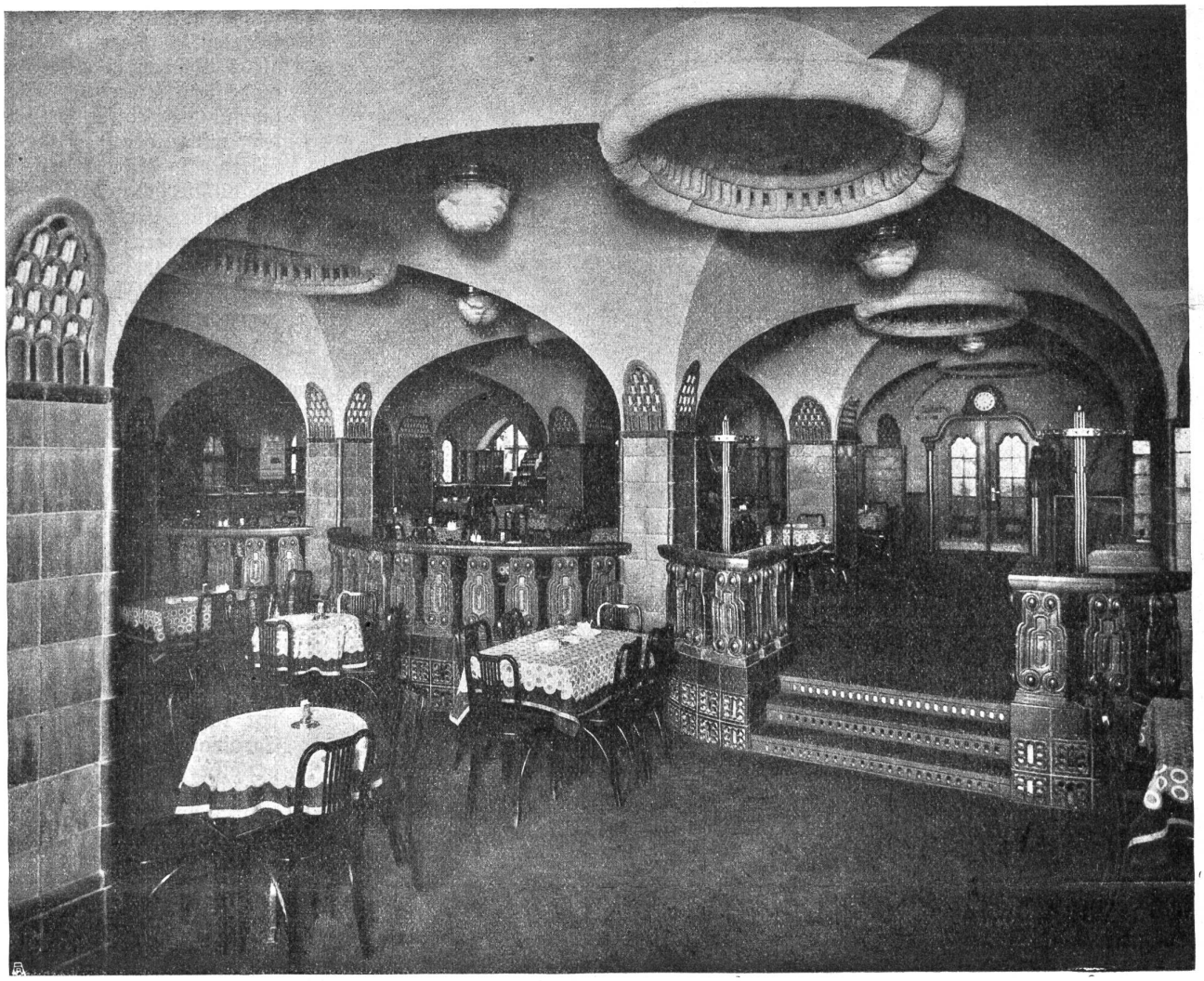


Volkshaus Bern. Grosser Saal. Blick gegen die Bühne.

dem Auftrag für das Landspital entgangen sei. Er habe geäußert, der Jonas Pfyfer sei einer von jenen, die mühelos sterben könnten, weil sie keinen Geist aufzugeben hätten. Auf jeden Leim, den er ihm lege, krieche der Pfyfer; beim Landspital habe er ihm die Preise so heruntergeschunden, daß ein anständiger Mensch bei dem Geschäft in Geldstag kommen müßte. Auf Umwegen kam das Gerede Jonas zu Ohren. Ueberflüssig, zu sagen, daß der Aerger in Jonas von neuem hoch aufflammte und daß er sich einen Schwur tat, von Horlacher sich nicht unterkriegen zu lassen, koste es, was es wolle. Und die nächsten Tage saß er über Zahlen, rechnete, ließ an Zwischenhändler und Ramschgeschäfte schreiben, mit denen bisher kein Pfyfer verkehrt hatte. (Schluß folgt.)

Das neue Volkshaus in Bern.

Wenn es wahr ist, daß die Architektur die treueste Kulturgeschichtsschreiberin ist, so eröffnet das neue Volkshaus in Bern von Architekt Otto Ingold ein neues Kapitel in der Geschichte der kulturellen Entwicklung der Bundesstadt. Der vorangehende Abschnitt wird erzählen, wie nach einer Periode geschäftlicher Routine, geistiger Armut und Verfremdung auf der eigenen Scholle, die Wertschätzung der charaktervollen Vergangenheit wieder erwacht, ja zum Richtmaß alles Schönen wird. Darin liegt das Kennzeichen dieser Epoche, die ungefähr die letzten 15 Jahre umfaßt. Wer Schönes schaffen will, vor allem auf dem Gebiet der Architektur, der sieht über seine Achseln rückwärts, tief ins achtzehnte, ja siebzehnte Jahrhundert hinein. Dutzende von Neubauten in Bern aus dem letzten Dezennium beurkunden dieses ehrliche Suchen nach verlorenen Kulturgütern, und nennt man den Namen „Heimatschutz", so hat man den Bann genannt, der eine Zeitlang alles, was mit Ausdruckskultur zusammenhing, beherrschte. Daß er den Befehl ausgab, zurückzuschauen, war eine gute und notwendige Tat; daß er ihn aber nach erreichtem Zweck nicht zurücknahm, war ein grober Feldherrnfehler. Alle die altbernischen Patrizierhausfassaden, die in unseren Geschäftsstraßen entstanden, waren und sind ja sehr geschickte Nachahmungen und Erinnerungen, aber da sie rückwärts- statt vorwärtsschauend erschaffen wurden, lösen sie weder Frohsinn noch Glauben an die Zukunft aus; höchstens ein antiquarisches Behagen an einer geruhsamen gemächlichen Zeit, das dann aber durch das am elektrischen Draht vorüberpolternde Tram oder gar durch einen über die Dächer weg ratternden Aeroplan Lügen gestraft wird. Nun bricht in dieses alte „neue Bern" hinein, in diese Sandsteinpaläste, die aber nicht mehr die Wohnungen unserer gnädigen Herren, sondern Warenhäuser, Rechtsanwalts- und Versicherungsbureaux beherbergen, ein gewaltiger Neubau, der nicht aus Sandstein besteht, sondern aus „Dreck und Eisen", der keiner altbernischen Bauform sein Motivchen entnimmt, sondern

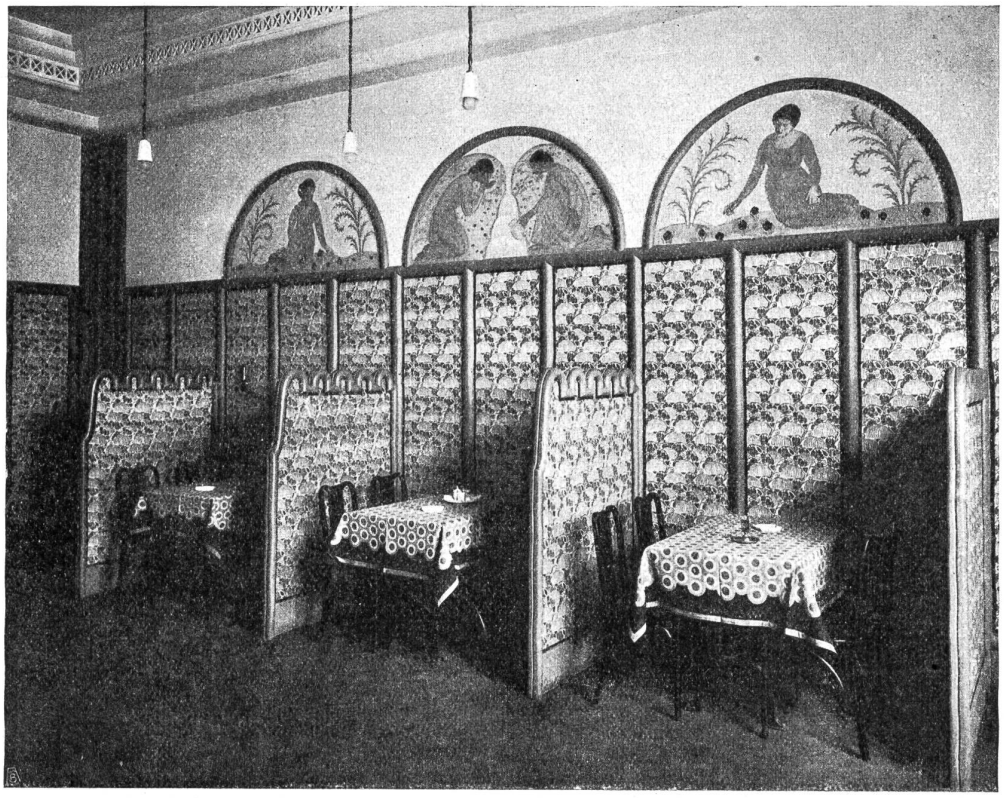


Volkshaus Bern. Restaurant.

fromm, frech und frei seine eigene Melodie heruntergeigt. Darin liegt meines Erachtens das grundsätzlich so Wichtige dieses Baues, daß er ein kühner und ganzer Schritt aus dem bisherigen abgefahrenen Geleise hinaus ist; und wer vor dieser Volkshausfassade steht, der muß von einem wunderfrohen Glauben an die Zukunft erfüllt werden. Nicht rückwärts-, sondern vorwärtsschauend ist sie erschaffen worden. Und in dieser edlen Aufteilung der riesigen Fläche, in den zarten Verhältnissen der einzelnen Teile zueinander, in der felsharten Bindung des zu einem einzigen Stück verschmolzenen, an sich ja keineswegs edlen Materials, den stark ausbuchtenden, monumental aufgerissenen Säulen liegt eine so frohe Botschaft über die innere Gesetzmäßigkeit, die Kraft und Schönheit des Neuen, Kommenden, daß man glaubensmutig aufs neue bereit ist, an diesem Kommenden zu arbeiten. Und was könnte uns die Kunst Besseres zu geben haben als diese Arbeitslust?

Sollen wir uns nun auf Einzelheiten einlassen? Nichts ist törichter, als die Sprache der Form in Worte übersetzen zu wollen. Was unsere Bilder nicht sagen, vermitteln auch Worte nicht. Geht man aber durch den Bau, so ist es, als lerne man einen Menschen kennen, der innerlich jung, gesund und sich selber ist und der — das ist vielleicht das Wichtigste — ein wunderbar feines Gefühl für das Maß, das in den Dingen wohnt, besitzt. Von der geistreichen Gliederung der Fassade angefangen, durch den überwölbten Schützengäßchendurchgang — der meines Erachtens ein Meisterwerk feinmotivierter Belebungskunst bietet — über den fröhlichen Blick über den Rundturm an der Rückfassade, durch das mit den einfachsten Mitteln reiche und überraschungsfrohe Treppenhaus hinauf, in den räumlich so groß von Einfällen und überquellenden Vorraum und hinein in den großen 800plätzigen Theatersaal und den dahinterliegenden Speisesaal und höher hinauf in den raffiniert einfach und dabei fürstlich ausgestatteten Unionssaal, oder gar wieder hinunter in das 300 Personen fassende Restaurant mit seinen stimmungsstarken Gewölben, seinen fröhlichen Durchblicken, überall treffen wir blutwarmes Leben. Die Wülste und Bogen der lastenden Mauern, die Tone des Tischtuches, die Farben und Formen der Brüstungen, die Verhältnisse der Kassetten in den Türen, alles atmet die innere Gesetzmäßigkeit der Natur und jede Langweile ist aus dem Bau verbannt. Dabei bleibt man von Anfang bis zu Ende unter dem großen wuchtigen Eindruck, den die Fassade vermittelt, jener monumentalen Idee, die aus dem hier zu einer riesenstarken Einheit gewordenen Baumaterial, dem Eisenbeton, herausgeboren wurde. Die strenge Durchhaltung dieses Gedankens bis in die Einzelheiten war ein künstlerisches Wagnis. Der Erfolg aber heißt es gut.

Im ganzen Bau spielt die Farbe eine große, ja vielfach, wie im Speisesaal, eine ausschlaggebende Rolle. Man merkt es heute nirgends mehr, mit wieviel Ueberlegung jede einzelne Farbe gewählt wurde, wieviel Kopfzerbrechen, wieviel Proben es wohl erfordern mochte bis zum Ton einer Decke, dem Grün der Kachelverschalung, dem gedämpften Rot des Tischtuches, der vierte und passende Ton des Wandanstriches gefunden war. Das sieht heute so selbstverständlich aus.



Volkshaus Bern. Alkoholfreies Restaurant.

bühne flankieren, stehen zwei Masken. Kein Geringerer als Bildhauer Mettler hat sie modelliert, anderswo hätte man sich für diese entfernte „Kleinigkeit" mit irgendeinem Gipser beholfen. In dieser Wertschätzung der künstlerischen Arbeit und der sorgfältig getroffenen Wahl der mitarbeitenden Fachleute verrät sich wiederum das Maß von künstlerischem Fleiß und der hingegebene Wille, aus dem Bau ein vollendetes Kunstwerk zu machen.

Dem kühnen Architekten standen verständnisvolle Künstler, Kunstgewerbler und Bauhandwerker zur Seite. Bildhauer Hoetger modellierte die innerlich so festgeschlossene, naive, feinlinige Figurengruppe, die tief unter dem wuchtig zusammenfassenden Rundgiebel als einziger Schmuck die strenge Fassade ziert. Perincioli schmückte Eingänge und Partien im Schützengäßchen mit rassigen Bildwerken; Emil Cardinaux malte in die Kranzgewölbe des Restaurants dekorativ sehr wirksame Mauerbilder; Max Brack schmückte den Hauseingang zum Arbeitersekretariat mit leicht hingeworfenen, aber eindrucksicheren Gemälden.

Nichts natürlicher als eine Harmonie; nur der, der sie schaffen muß, weiß, wieviel „Kleinarbeit" es bedarf, bis sie vorhanden ist. Das ist es ja auch, das einem bei diesem Bau immer wieder auffällt, die hingebende Sorgfalt des Architekten für jede „Kleinigkeit". Er weiß: in der Kunst gibt es nichts Kleines, nur das Kleinliche ist unkünstlerisch. Mit derselben Sicherheit, mit der er die monumentale Fassade aufreißt, baut er ein kleines Bufett, umschreibt er die Form einer Wanduhr, und aus dem räumlich Kleinen, wie aus dem Mächtigen spricht dieselbe Beschränkung auf das absolut Notwendige, Sinngemäße.

Ueber den Säulen, die im großen Saale die Theater-

Ergänzen wir noch, daß außer den genannten Räumen in dem Bau eine Reihe von Lesesälen, Bibliothekräumen, 10 Versammlungs- und Vereinslokale, 52 Hotelzimmer, die Wohnung des Betriebsleiters und eine große Anzahl Dienstenzimmer, ferner Verkaufsmagazine, ein Volksbad mit 42 Wannenbäder, weiterhin eine sehr geräumige Hotelküche 2c. 2c. untergebracht sind, so haben wir wohl auch angedeutet, wie rationell der Raum ausgenützt wurde.

Jakob Bührer.

Militarismus und Pazifismus.

(Schluß.)

Halten wir uns darum an schweizerische Quellen. Es existieren zwei leicht zugängliche Darstellungen, die uns vorzüglich nach beiden Richtungen orientieren. Die eine ist ein Vortrag unseres Generalstabschefs Herrn Oberst von Sprecher.*) Die andere ist die Streitschrift von Dr. Max Gerber, eines jungen Theologen, der gegen die undemokratischen Tendenzen in unserem Heereswesen ankämpft.**) Oberst von Sprecher verteidigt den Krieg mit Argumenten der biblisch-christlichen Weltanschauung. Nach ihr ist der Krieg eine von Gott eingesetzte und gewollte Einrichtung. Das alte Testament enthält viele, das neue Testament wenige Beweise für die Göttlichkeit des Krieges. Christus und die Apostel haben sich zwar nie direkt über die Zulässigkeit des Krieges ausgesprochen; dafür sind indirekte Beweise zu finden: Paulus fordert Unterordnung unter die Obrigkeit; die offizielle christliche Kirche folgte seiner Lehre; sie fordert von ihren Anhängern auch den Waffendienst für den Staat. Auch die Kirchenväter und später die Reformatoren standen zu dieser Gesinnung. Am konsequentesten hat Leo Tolstoi als Christ den Krieg abgelehnt. In „Mein Glaube" schrieb er: „Wir vergessen, daß Christus sich gar nicht vorstellen konnte, daß Menschen, die an seine Lehre glaubten, ruhig einen Totschlag ihrer Brüder verüben konnten. Christus konnte sich das nicht vorstellen und deshalb konnte er dem Christen den Krieg nicht verbieten und weiter, daß es notwendig wäre, den Christen den mit dem Worte „Krieg" bezeichneten Totschlag zu verbieten, das konnte kein Apostel und kein Jünger Christi aus den ersten Jahrhunderten des Christentums sich denken." Mit diesen und andern Aussprüchen Tolstois will von Sprecher beweisen, daß Tolstoi die Bibel einseitig und irrtümlich aufgefaßt hat. Er gibt zu, daß die moderne Kriegsführung rücksichtsloser geworden ist; der allgemein anerkannte Zweck des großen nationalen Krieges sei die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte. Aber, meint von Sprecher: „Der Grundsatz von

*) Er wurde gehalten an der XV. christlichen Studenten-Konferenz in Aarau 1911 und steht gedruckt in dem Bericht über diese Konferenz. Verlag von A. Francke, Bern. 112 Seiten, brosch. Fr. 1.75.

**) Demokratie und Militarismus. Betrachtungen über die Voraussetzungen schweiz. Militärpolitik von Max Gerber. Heft 24/25 der Sozialpolit. Zeitfragen der Schweiz. Verlag des Schweiz. Grütlivereins in Zürich.